

Heines Vorstellung
von der Aufgabe
des Schriftstellers

Befreiungskrieg der Menschheit

Joseph A. Kruse

Darüber wird diskutiert, so lange es sie gibt. Darf sich die Literatur in das öffentliche Leben einmischen? Gibt es überhaupt Erfolge einer politischen Literatur? Bewirkt Dichtung Veränderungen, Verbesserungen, Fortschritte? Die Antworten bleiben bis heute kontrovers. Gleichwohl wissen wir, dass wir unser Bild von dem, wie das Leben sein soll, wie wir Ziele bestimmen und Hoffnungen formulieren, nicht ohne Bilder – in welcher Form auch immer – samt ihren Bedingungen wie Überzeugungen, Herkünften und Perspektiven aus Kunst und Literatur übernehmen. In der Literatur spiegelt sich zweifellos das gegenwärtige Leben, und wir sprechen vom Geist der Zeit, gleichzeitig werden Strukturen für die Zukunft entworfen, die immer wieder aus dem Fundus der Vergangenheit geschöpft sind. Wir wissen auch, dass im Konflikt zwischen Wunsch und Wollen oder gar Zwang von oben und den Darstellungen, Themen und Formen der Literatur als den Reaktionen von unten oft ein großer Graben klafft. Aufregung und Anregung, Verbot und Zensur, Verbannung und Exil, Vernichtung und Tod, Reue und Wiedergutmachungsversuche haben oft genug den Weg der Kulturgeschichte als untrennbaren Teil der politischen Geschichte gesäumt.

Und auch heute gibt es Nähe und Ferne jeweiliger literarischer Stimmen zu den jeweils verschiedenen demokratischen Organisationen, Parteien, Stiftungen usw. Das gilt für die Rezeption der Literatur, also für die längst Verstorbenen,

genauso wie für die lebenden Repräsentanten der Dichtung. Heinrich Heine, 1797 in Düsseldorf geboren und 1856 in Paris gestorben, Dichter, Schriftsteller, Journalist, Publizist, Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich, jüdischer Herkunft und protestantisch getauft, katholisch getraut und ohne jegliche religiösen Riten zu Grabe getragen, obgleich angeblich am Ende seiner physischen Leidenszeit bekehrt – Heine hat in dieser geistigen, manchmal sogar handgreiflichen Auseinandersetzung auf dem Felde von Anerkennung und Wirkung vom Beginn seiner Laufbahn an eine der ebenso maßgeblichen wie kontroversen Rollen gespielt. Salon wie Straße waren ihm gleichermaßen vertraut. Heine ist nicht nur ein Muster des modernen Menschen, wie Heinrich Mann ihn kurz vor dem Ausbruch des nationalsozialistischen Regimes in Deutschland aus Anlass einer der zahlreichen Aktionen zugunsten eines Heine-Denkmales in Düsseldorf charakterisierte, sondern bietet genauso das Modell für den immer wieder einmal zu konstatierenden Sieg der Literatur über das feindliche Leben.

Anlass und Erinnerung

Dabei lebt Heines Anerkennung in der Tat stets auch von Anlässen wie den runden Gedenkjahren. Seine Geburts- und Sterbedaten waren regelmäßig der Beginn oft staunenswerter, aber auch beschämender Dispute. Vieles hat sich zu seinen Gunsten getan, aber wundern kann man sich gelegentlich selbst heute

noch über Vorurteile und subkutane Argumente der Ablehnung. Die Denkmals- und Benennungsdebatten boten häufig das Indiz für die demokratische Bewusstseinslage in Deutschland und belegten ein Beharrungsvermögen überlebter Strukturen im kollektiven Gedächtnis, die andernorts, aber auch für andere Lebensbereiche im Lande selbst seit langem als unwürdig galten.

Am 17. Februar 2006 jährte sich sein Todesjahr zum 150. Mal, und sämtliche Verlage, viele Medien und zahlreiche Einrichtungen hatten sich bereits seit Monaten auf dieses Datum eingeschworen. Noch währt das durch das runde Gedenkjahr eingeforderte Interesse an. In Düsseldorf wird durch zahlreiche Veranstaltungen, eine große Ausstellung und einen Kongress Heines Todestages gedacht, wobei gleichzeitig an Robert Schumanns 150. Todestag erinnert wird. Beide Künstler, der Dichter und der Komponist, deren Anfang und Ende mit der heutigen Landeshauptstadt von Nordrhein-Westfalen verknüpft sind, zeigen interessante Analogien und Differenzen auf eine so schlagende Weise, dass ein Zusammenklang entsteht, der überraschende Aufschlüsse nicht nur über die Bedingungen der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts als einer Zeit von Romantik und Revolution vermittelt. Die „kühle Nacht“ des Todes, um mit einem Heine-Titel zu spielen, folgt einer Lebensleistung, und zwar beider Persönlichkeiten, die ihrerseits durch die mutige Leidenszeit noch einmal eine Überhöhung erfährt. Die Erinnerung wird nun einmal seit langem an Jubiläen geknüpft. Diese wiederum haben, wie sich immer wieder gezeigt hat, durchaus ihr Gutes.

Wäre Friedrich Schiller in solcher erfolgreichen Art und Weise wieder auferstanden, wenn wir nicht im Jahre 2005 mit Macht auf seinen 200. Todestag gestoßen worden wären? Das alte Prinzip der Literatur lautet nach wie vor, gesellschaft-

lichen Nutzen nach sich ziehen und das Publikum dennoch auf unterhaltsame Weise erfreuen. Das hat die Wiederentdeckung Schillers geleistet, und das ist auch mit den zuhauf auf uns einstürzenden Feierlichkeiten aus Anlass von Heines 150. Todesjahr zu erreichen, ja mit Recht zu erwarten.

Ins Herz der Dinge

Dabei ist er ein Autor, der obendrein das Vergnügen durch die Besonderheit seines Stils von vornherein mitliefert und dessen Themen, selbst wenn uns der historische Gegenstand oft genug entrückt erscheint, immer noch ins Herz aller Dinge trifft: Fragen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, dieses Erbe der großen Französischen Revolution von 1789, stehen bei ihm oft genug im Mittelpunkt seiner Botschaften. Diese werden, das wird man konstatieren dürfen, inzwischen bereitwilliger aufgenommen. Manchen Lesern geht die Einvernehmlichkeit mit unserem Autor sogar häufig zu weit und lässt sie vermuten, anstrengende Wahrheiten in noch so eigentümlicher Gewandung würden einfach kurzerhand dem Orkus des Vergessens überantwortet und der Verfasser als inzwischen domestizierter Lieferant gleich mit.

Denn Heine ist trotz aller Widerbors-tigkeit zu einem zwar immer noch aufregenden, aber im Bewusstsein der Öffentlichkeit mit dem Epitheton Klassiker versehenen Schriftsteller im Olymp der deutschen Literatur geworden. Dabei hat er freilich den Anspruch auf einen der wenigen darüber hinaus zu beanspruchenden Plätze im internationalen Himmel der Dichtung ohne Zweifel ebenfalls eingenommen. Gelegentlich hat sich sein Werk also gegen den puren Missbrauch wie glatten Verzehr zu wehren. Die Lektüre wird aber, da kann man sich sicher sein, stets von neuem die Widerhaken und Fallstricke aufdecken, die dem Publikum gut tun, es zur geistigen Selbstständigkeit

Heinrich Heine
wurde am
13. Dezember 1797
in Düsseldorf
geboren
und ist am
17. Februar 1856
in Paris gestorben.
Hier in einer
Zeichnung von
Ludwig Grimm.
© dpa



verlocken und den üblichen Abläufen jene Unabhängigkeit und Verantwortung entgegensetzen, ohne die Freiheit und Menschenwürde nicht zu haben sind. Aus Heine ist zwar kein Tragödiendichter geworden, wie es ihm anfangs vorschwebte. Die Einsicht in tragische Verwicklungen, die immer mit der Gesellschaftsform zu tun haben, in der wir leben, wird dennoch im frühen Trauerspiel *Almansor* auf den Punkt gebracht. Ein bestimmtes Wort daraus ist nicht umsonst seit gut einem Jahrzehnt auf dem Bebelplatz in Berlin als Erläuterung für die unterirdische Bibliothek des Gedenkens an die Bücherverbrennung aus dem Jahre 1933 vom Künstler Micha Ullman zitiert: „Das war ein Vorspiel nur. Dort wo man Bücher / Verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen.“ Der Satz betraf übrigens die Verbrennung des Korans in Gra-

nada zur Zeit der Vertreibung der Mauren in Spanien. Anklage und Prophetie gehören zu den originären Aufgaben der Literatur. Heine hat dazu nachhaltige und diffizile Beiträge geleistet.

Reisebilder

Dass der Mensch sich die beste Bildung auf Reisen hole, stellte schon Goethe im *Wilhelm Meister* fest, und Heine brachte seinem Kollegen, dem Fürsten Pückler-Muskau, folgende Interpretation der jeweiligen Lebensläufe in einem Brief nahe: „Ja, Reisende waren wir beide auf diesem Erdball, das war unsere irdische Spezialität.“ Ohne die Mobilität in jedem Sinn, ohne den Blick über sämtliche Zäune von Konvention und Andersartigkeit ist Heines Leben, aber auch sein Schreiben nicht zu begreifen. In den frühen Berichten als Student in Berlin an seine Landsleute im

Rheinland und in Westfalen trifft er bereits den Ton von Assoziation und wechselnder Ansicht. Alles wird wahrgenommen. Klatsch und Tratsch bilden jedoch nur die Oberfläche, unter der sich der Mensch mit seinen Ansprüchen auf Glück und Selbstverwirklichung wieder findet, und zwar ohne Grenzen von sozialer Herkunft, Glauben und Hautfarbe. Die zahlreichen Reisen in Europa während der deutschen Periode bis 1831, nach Polen, England, Holland und Italien, haben seinen Blick geschärft. In der *Reise von München nach Genua*, die er 1828 unternommen hat, fragt sich der Autor im XXIX. Kapitel: „Was ist aber diese große Aufgabe unserer Zeit? Es ist die Emanzipation. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, westindischen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, sondern es ist die Emanzipation der ganzen Welt, absonderlich Europas, das mündig geworden ist und sich jetzt losreißt von dem eisernen Gängelbande der Bevorrechteten, der Aristokratie.“ Sein Plädoyer für die Freiheit ist keine abstrakte Idee, es verliert nie den einzelnen aus dem Auge. So fragt er im anschließenden Kapitel: „Aber ach! Jeder Zoll, den die Menschheit weiter rückt, kostet Ströme Blutes; und ist das nicht etwas zu teuer? Ist das Leben des Individuums nicht vielleicht eben so viel wert wie das des ganzen Geschlechtes? Denn jeder einzelne Mensch ist schon eine Welt, die mit ihm geboren wird und mit ihm stirbt, unter jedem Grabstein liegt eine Weltgeschichte –“

Freiheit gewinnen

Das Recht des Individuums, dessen Nöte und Freuden, Demütigung und Anerkennung, durchzieht tatsächlich wie ein roter Faden Heines Werk. Insofern geht es ihm um den Himmel auf Erden, um das Bewusstsein vom Gotte, der in uns wohnt, damit wir nicht auf ein Jenseits und das hohe Andere nur deshalb verwiesen wer-

den, weil es sich der Rest der Mitmenschen auf unsere Kosten wohl ergehen lässt. Darum auch sein Kampf gegen ein Duo von Thron und Altar als einem zementierten Organismus zur Einfordierung von Untertanengehorsam und zur Unterdrückung. Heines mystische Begabung zeigt sich an vielen Stellen, das soziale Gewissen schlägt überall. Sein emphatisch klingendes Ende des XXXI. Kapitels des genannten italienischen Reisebildes bringt die eigene dichterische Aufgabe ins Spiel, die ganz dem vielfach variierten Thema untergeordnet wird. Das Publikum hat Heine den bescheidenen Gestus und gleichzeitig die ebenso kühne wie stolze Aufgabenstellung, trotz aller Angriffe, dennoch bis heute begeistert abgenommen. Er resümiert: „Ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, daß man mir einst mit einem Lorbeerkränze den Sarg verziere. Die Poesie, wie sehr ich sie auch liebte, war mir immer nur heiliges Spielzeug oder geweihtes Mittel für himmlische Zwecke. Ich habe nie großen Wert gelegt auf Dichter-Ruhm, und ob man meine Lieder preiset oder tadeln, es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert sollt Ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit.“ Das sind klare Worte ohne Ironie. Es handelt sich um erstaunliche Worte mit geradezu militaristischem Anklang. Aber Leben bedeute Krieg führen, schreibt er einmal in einem seiner mitreißenden Briefe. Sarkastisch und ironisch konnte er ansonsten tatsächlich in vielen Texten zuschlagen. Gerade darin war er vielen überlegen, die ihm diese Kunst oft genug verübt haben. Die Ironie hat er nun wirklich an anderen Stellen so oft ins Spiel gebracht, dass man sie als angeregter Leser mittlerweile überall wittert. Aber sie taucht dann nicht auf, wenn es wie in diesem Zusammenhang um ein derart ernsthaftes Ziel geht, das aufgrund des Textzusammenhangs keinerlei Relativierung gebrauchen kann: nämlich die

menschliche Freiheit zu gewinnen oder sie zu verteidigen!

Besonders auch in seinem Versepos *Deutschland. Ein Wintern Märchen* von 1844, die poetische Antwort auf den ersten Hamburgbesuch nach dreizehn Jahren und insofern von Heine selbst als satirisch-poetisches Reisebild empfunden, wird der schriftstellerische Anspruch deutlich. Die guten Verse sind nicht umsonst formuliert und niedergeschrieben worden. Der Dichter hat das neue und bessere Lied angestimmt, selbst wenn es noch einige Zeit auf das zugehörige neue, verständige Geschlecht wird warten müssen.

Umkehrung der Machtverhältnisse

Wovon Heine zutiefst überzeugt ist und warum er sich auf Aristophanes und Dante am Schluss seines kritischen Großgedichtes beruft, ist jene seltsame Umkehrung der Machtverhältnisse, die aufgrund der Literatur und ihres Erinnerungsvermögens immer wieder stattfindet, indem die schlechten Taten der Herrschenden bis ans Ende der Tage lächerlich gemacht und somit letztendlich überwunden werden. Dass auch sein Versepos *Atta Troll. Ein Sommernachtstraum* einer Reise zu verdanken ist, nämlich dem Urlaub in den Pyrenäen, und den Menschen die Leviten liest durch das ehrpusselige Maul eines Tanzbären, sei nur am Rande vermerkt.

Viel zu wenig beachtet, weil als Fragment erst aus dem Heine'schen Nachlass ans Licht geholt, ist das Versepos *Bimini*. Hier wird die Reise des Konquistadors Ponce de Leon erzählt, der im Alter zur Wunderinsel gleichen Namens aufbrechen will, da er sich dort ewige Jugend erwartet, und dennoch nur Tod und Vergessen findet. Erfahrung und Imagination gelangen in dieser kleinen Dichtung zu jener Symbiose, von der heutige Leser lange zehren könnten, würden sie solche Strophen endlich kennen lernen und als

Reiseroute benutzen bei den eigenen Tagträumen.

Nachtgedanken

Wo lässt sich jene Freiheit finden, die Heine für sich und seine Generation, aber auch für die Zukunft erhofft? Für damalige Verhältnisse zuerst einmal in Frankreich, und zwar am besten auf der Spurte der Welt, wie der Dichter die Hauptstadt empfindet, in Paris. Die Julirevolution von 1830 war einer der Gründe für seinen neuen Beruf als Korrespondent und freier Schriftsteller am Herde der demokratischen Erhebungen. Noch schienen Leben und Kunst heiter. 1835 geschah durch das Verbot des Jungen Deutschland, als dessen Kopf Heine angesehen wurde, und zwar durch die deutsche Bundesversammlung mit beabsichtigten Folgen für die bisherige und spätere literarische Produktion, jene Veränderung, die aus einem anregenden Pariser Aufenthalt ein Exil in Frankreich, aus einem Bonvivant und Flaneur einen Emigranten machte. Wen wundert, dass den aus engen deutschen Zensurverhältnissen aufgebrochenen Schriftsteller im anfangs so befreit erscheinenden Leben der Seine-Metropole beängstigende Nachtgedanken anfielen.

Er hatte den Deutschen die nachbarlichen Franzosen mit ihren Malern, ihrer Musik und dem Theater, ihrem politischen und sozialen Leben erklären wollen und auch bereits die schönsten Fortschritte gemacht. Und gleichzeitig vermochte er den französischen Lesern die deutsche Geistes-, Religions- und Literaturgeschichte zu schildern, freilich stets mit einem bis heute bewundernswerten Blick auf das trotz aller deutlichen Kritik nach wie vor geliebte Vaterland. Jedoch Autor und Publikum waren nicht so einfach miteinander zu verknüpfen, wie es notwendig gewesen wäre.

Die deutschen Zustände machten sich immer selbstständiger, wurden immer menschenunwürdiger. Die Tränen, die

Heine aus Heimweh in seiner Poesie vergießt, meinen immer auch die Beschränkungen des privaten Glücks, meinen die ferne Mutter, die Familie, die deutschen Freunde, meinen aber vor allem jene Bedingungen, die der freien Lebensgestaltung in deutschen Landen und der Würde seiner deutschen Heimat im Wege stehen. Es gab auch andere politische Dichter, deren Verdienste wir nicht unterschätzen dürfen: Georg Herwegh, Ferdinand Freiligrath und Heinrich Hoffmann von Faltersleben, den Verfasser des Deutschlandliedes. Auch sie haben ihre Stimme erhoben, und für viele Zeitgenossen fanden sie ohne Zweifel den richtigen Ton. Dennoch besaßen sie nach Heines Auffassung zu viel Tendenz und zu wenig wirkliche Einsicht in den Gang der deutschen Dinge.

Eigentliche „Zeitgedichte“

So ist es verständlich, dass die eigentlichen „Zeitgedichte“, die jene Zeit wirklich überstanden haben, von Heinrich Heine stammen. Die Schlussstrophe des Gedichtes an den deutschen Sänger mit dem Titel *Die Tendenz* mahnt die übliche Revolutionshaltung ironisch an und weiß gleichzeitig um die herrschende Vorsicht und den Euphemismus bei der in der damaligen Lyrik üblichen sprachlichen Revolte:

*Blase, schmettre, donnre täglich,
Bis der letzte Dränger flieht –
Singe nur in dieser Richtung,
Aber halte deine Dichtung
Nur so allgemein als möglich.*

Erinnern wir ebenfalls an das zu Lebzeiten aus gebotener Vorsicht nicht in eigenen Gedichtbänden, aber beispielsweise als Flugblatt erschienene Weberlied über den Aufstand der schlesischen Weber von 1844. Wie hier den hohlen Versprechungen von Gott, König und Vaterland, jener Trias, unter der in den Befreiungskriegen die jungen Leute ihr Leben gelassen hatten, der Garaus bereitet und

wie hier die obrigkeitliche Verlogenheit mit den Mindestforderungen der Weber konfrontiert wird, das sucht gerade angesichts auch anderer poetischen Verlautbarungen damaliger Dichter seinesgleichen in einer sich politisch nennenden Lyrik. Keine Zeile klingt in diesem Gedicht „so allgemein als möglich“. Im Gegenteil! Wenn irgendwo Arbeitsprozess und Menschenwürde als dessen ernst zu nehmende Voraussetzung durch Verse von aufrüttelnder Anklage auf den Punkt gebracht worden sind, dann hier. Der dreifache Fluch der zu Affen und Hunden erniedrigten Weber findet seine Stimme im Geräusch der Webstühle, eine Stimme, die der Dichter in Verse fasst aus Mitleid, Verständnis, Anteilnahme, Drohung und unerbittlichem Protest. Hier ist jener Dichter zu spüren, der später beim eigenen lyrischen Lebensrückblick zu sagen weiß, dass nicht die Waffen, jedoch sein Herz gebrochen ist.

Witz und Humor haben Heine auch in den letzten Jahren seiner Matratzengruft nicht verlassen. Dennoch wurde aus der früheren Emphase nun der größere Ernst. Er weiß, dass er wie der arme Lazarus aus der Beispielerzählung Jesu sein Leben zu fristen, vielleicht auch wie der später auferweckte Lazarus im Grabe zu Bethanien auszuhalten hat. Darum ist nicht verwunderlich, dass er jede falsche Rücksicht aufgibt. Das erste Gedicht namens *Weltlauf* im Lazarus-Zyklus aus dem *Romanzero* von 1851 kennt keine beschönigende Beruhigung: Wer viel hat, wird mehr bekommen; wer wenig hat, dem wird auch das genommen. Wer nichts hat, soll sich begraben lassen. „Denn ein Recht zum Leben, Lump, / Haben nur die etwas haben.“ Ist das nicht zur Warnung geschrieben für eine Welt, die vor den schon von Heine formulierten großen Suppen- wie Kamelfragen nach sozialer Gerechtigkeit und Ausgleich in den Ressourcen eben nicht kapitulieren darf?